

Zu Aktualität und Relevanz der philosophischen Theologie Klaus Müllers

Eine Podiumsdiskussion mit
Matthias Remenyi, Saskia Wendel und Jürgen Werbick

dokumentiert von Thomas Hanke & Fana Schießen

Wie der Begriff ‚Gott‘ und das Gott-Welt-Verhältnis zu denken sind und welche Sprache im wissenschaftlichen Diskurs, in der kirchlichen Verkündigung und auch im alltäglichen Austausch dafür angemessen ist, stellt das Lebensthema von Klaus Müller dar. Für seine über viele Jahre ausgearbeitete Position hat er sich die Namen ‚Monismus‘ und ‚Panentheismus‘ zu eigen gemacht hat. Müllers einzigartige philosophisch-theologische Denkform ebenso wie einzelne seiner Thesen dürfen als prägend für die entsprechenden Debatten im deutschsprachigen Raum und darüber hinaus gelten, auch wenn sie selbstverständlich nicht unwidersprochen geblieben sind. Ende des Jahres 2021 ist sein Buch *Gott jenseits von Gott* erschienen, das als die Summe seines Denkens gelten darf.¹ Dieses Buch wird sein letztes bleiben, weil ein tragischer Unfall das weitere wissenschaftliche Arbeiten unmöglich gemacht hat. Klaus Müllers Impulse bleiben gleichwohl frisch und inspirierend.

Dies belegt eine Fachtagung, die in unmittelbarer Folge der besagten Publikation am 14. Mai 2022 in der Akademie *Franz-Hitze-Haus* in Münster stattfand. Vertreter*innen aus Philosophie und Theologie, die sich ihrerseits aus unterschiedlichen Perspektiven mit dem Gott-Welt-Verhältnis auseinandersetzen, waren anwesend und engagierten sich im von Müller angeregten ‚Streit um Gott‘.² Der Diskurscharakter wurde dadurch unterstrichen, dass die Tagung in eine Podiumsdiskussion mündete, in der drei renommierte Denker*innen ausloteten, wie eine Theologie, welche die philosophische Reflexion nicht scheut, auch in Zeiten von Kirchenkrise und gesellschaftlichen Verwerfungen sprachfähig bleiben kann. Auf dem Podium, das von Thomas Hanke und Fana Schießen moderiert wurde, waren Matthias Remenyi, Saskia Wendel und Jürgen Werbick versammelt.

Jürgen Werbick war Professor für Fundamentaltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät Münster und somit langjähriger Kollege von Klaus Müller. Zugleich ist er auch immer Kontrahent in philosophisch-theologischen Streitfragen geblieben.³ Verbunden hat sie zudem das regelmäßige Predigen in der Universitätsgemeinde der Dominikanerkirche. Als Vertreter einer hermeneutischen Theologie hat sich Werbick intensiv mit wissenschaftstheoretischen und ekklesiologischen Fragen auseinandergesetzt und letztlich das ganze Spektrum der fundamentaltheologischen Fragen abgedeckt. Gerade mit Blick auf trinitätstheologische Themen lässt er sich vom panentheistischen Ansatz Klaus Müllers zu Stellungnahme und Widerspruch herausfordern.

Saskia Wendel ist Professorin für Fundamentaltheologie an der Universität Tübingen. Als erste Assistentin von Klaus Müller ist sie ihm schon seit vielen Jahren verbunden. Ihr eigener Ansatz gründet in einer Theologie der Freiheit im Anschluss an Kant, den sie in mehreren Publikationen spezifiziert hat.⁴ Bis zuletzt waren Müller und

¹ Klaus Müller, *Gott jenseits von Gott. Ein Plädoyer für einen kritischen Panentheismus*, hg. von Fana Schießen, Münster 2021.

² Die Vorträge von Christine Büchner, Christian Hengstermann, Annette Langner-Pitschmann, Rudolf Langthaler, Raimund Litz, Walter Mesch und Klaus Vechtel SJ sind publiziert in: ZTP 144/4 (2022).

³ Vgl. Jürgen Werbick, *Gott verbindlich. Eine theologische Gotteslehre*, Freiburg i. Br. 2007, sowie *ders.*, *Theologische Methodenlehre*, Freiburg i. Br. 2015.

⁴ Vgl. Saskia Wendel, *In Freiheit glauben. Grundzüge eines libertarischen Verständnisses von Glauben und Offenbarung*, Regensburg 2020, sowie *dies.*; Martin Breul, *Vernünftig glauben – begründet hoffen. Praktische Metaphysik als Denkform rationaler Theologie*, Freiburg i. Br. 2020.

Wendel in ein reges und kontroverses Streitgespräch über die Chancen und Grenzen des panentheistischen Ansatzes verwickelt.⁵ In welchen Punkten sie mit Müllers Ansatz übereinstimmt und wo inhaltliche Differenzen liegen, wird im folgenden Gespräch zu erfahren sein.

Matthias Remenyi ist Professor für Fundamentaltheologie an der Universität Würzburg. Remenyi arbeitet zu Fragen des Gott-Welt-Verhältnisses und wie man die Rede vom Handeln Gottes in der Welt heute verstehen kann. Dabei betont er die metaphysische Dimension dieser Fragestellungen.⁶ Zugleich befasst er sich auch mit der Denkformanalyse und Metapherntheorie. Alle diese genannten Aspekte erweisen sich für die Interpretation von Klaus Müllers Denken als wichtig und sind für eine Verortung im theologischen Diskurs entscheidend.

Die hier dokumentierte Diskussion geht *in medias res* und konfrontiert die auf dem Podium Versammelten mit zentralen Fragen, die Klaus Müller umgetrieben haben: Wie kann es neben – oder in – dem Absoluten etwas Endliches geben? Wie weit tragen rationale Begründungen? Was ist eigentlich ‚intellektuelle Redlichkeit‘? Im Gespräch werden auch Müllers philosophische Quellen und theologischen Heimaten betrachtet und gewichtet. Seine Bezüge zu Dieter Henrichs Subjektpflosophie und seine Rekurse auf Hansjürgen Verweyens Bildtheologie erweisen sich im Gespräch als ebenso anschlussfähig wie diskussionswürdig. Wortbeiträge aus dem Publikum lenken den Blick auf aktuelle Herausforderungen für Theologie, Kirche und Gesellschaft. Es stellen sich Fragen nach der Verknüpfung von Vernunftbezug und Verkündigung sowie nach Begründung und/oder Spontaneität persönlicher Glaubensentscheidungen inkl. ihrer möglichen und ggf. nötigen Revision. Den Abschluss bilden drei Statements von Saskia Wendel, Jürgen Werbick und Matthias Remenyi zu Tragfähigkeit, Relevanz und Grenzen des panentheistischen Ansatzes bzw. der philosophischen Theologie Klaus Müllers.⁷

Fana Schießen: Zur Eröffnung darf ich Sie mit einem kleinen Merksatz provozieren, den Klaus Müller in dem Kapitel ‚Profilkizze Panentheismus‘ formuliert hat. Dieser Merksatz lautet: „Sag mir, mit welchen Präpositionen du über dich und die Welt sprichst und ich sage dir, welche Metaphysik dich leitet.“⁸ Das ist unsere erste Frage an Sie: Mit welchen Präpositionen sprechen Sie über sich, über Gott und die Welt? Es gibt ja viele mögliche Präpositionen, z. B. ‚in‘, ‚mit‘, ‚durch‘, ‚von‘, ‚zwischen‘, ‚jenseits‘. Mit welchen Präpositionen arbeiten Sie, und was sagt das über Ihren Zugang zur Metaphysik aus?

Saskia Wendel: Ich würde nicht mit den Präpositionen anfangen, sondern mit dem Satz kontern: „Sage mir, ob du in Sachen Selbst- und Weltdeutung danach fragst, mit welchen Präpositionen du über dich und die Welt sprichst und ich sage dir, welche Metaphysik du treibst.“ Also: Ist der Anfang der Metaphysik tatsächlich die Frage nach Präpositionen? Wer so fragt, denkt Metaphysik und damit die auf das Ganze des Lebens hin ausgerichtete Selbst- und Weltdeutung immer noch als Ontologie. Also im Sinne der Frage: Warum ist etwas und nicht vielmehr nichts, und mit welchen Präpositionen

⁵ Vgl. *dies.*, Sendschreiben an einen christlichen Panentheisten, in: Thomas Schärtl; Saskia Wendel (Hg.), Gott – Selbst – Bewusstsein. Eine Auseinandersetzung mit der philosophischen Theologie Klaus Müllers, Regensburg 2015, 225–239, sowie Müller, Gott jenseits von Gott (wie Anm. 1), 485–504.

⁶ Vgl. *Matthias Remenyi*, Auferstehung denken. Anwege, Grenzen und Modelle personaleschatologischer Theoriebildung, Freiburg i. Br. 2016. Zur Debatte *ders.*, Gottes Gegenwart denken. Eine fundamentaltheologische Programmskizze, in: Thomas Schärtl; Benedikt Paul Göcke (Hg.), Freiheit ohne Wirklichkeit? Anfragen an eine Denkform. Münster 2020, 327–373; sowie *ders.*, Zwischen allen Stühlen. Biographisch gefärbte Anmerkungen zur Debatte um Denkformen und Methoden in der systematischen Theologie, in: Saskia Wendel; Hans-Joachim Höhn u. a. (Hg.), Wir müssen reden. Analytische und Kontinentale Theologie im Dialog. Freiburg 2021, 260–284.

⁷ Die Wortbeiträge der Podiumsdiskussion wurden aufgezeichnet, transkribiert und für die Drucklegung geringfügig überarbeitet. Wir danken allen, die an der Tagung und speziell an der Podiumsdiskussion teilgenommen haben, für ihre wertvollen Beiträge. Die Transkription wurde von Monika Epping und Isabel Höing erstellt und von Christine Farwick redaktionell bearbeitet, denen wir ebenfalls herzlich danken. Schließlich danken wir der Schriftleitung der MThZ, insbesondere dem Hauptschriftleiter Thomas Schärtl, für die Möglichkeit, die hier dokumentierte Podiumsdiskussion einem breiten Publikum zugänglich zu machen.

⁸ Müller, Gott jenseits von Gott (wie Anm. 1), 92.

buchstabiere ich das durch? Müller selbst verwendet an dieser zitierten Stelle die Präpositionen ‚inside‘ und ‚outside‘. Ich selbst denke Metaphysik hingegen im Horizont praktischer Vernunft und somit die *Ethik* als die ‚Erste Philosophie‘. Deshalb halte ich die Frage nach den Präpositionen für zweitrangig und würde sie zunächst gar nicht stellen, sondern ich würde danach fragen, wie man sich als ‚bewusstes Leben‘ im Verhältnis zu sich selbst und anderen versteht, welche Vermögen und Fähigkeiten man sich selbst und anderen zuschreibt, welche Rolle die Freiheit dafür spielt und welche normativen Geltungsansprüche damit verbunden sind. Und ich würde auch nach der Bedeutung des zutiefst verletzlichen und beschädigten Lebens fragen und erst im Anschluss daran die Frage der Metaphysik als die Frage „Was darf ich hoffen?“ stellen.

Wenn Sie jetzt aber auf den Präpositionen bestehen, dann würde ich sagen: Natürlich stellt sich an zweiter Stelle durchaus die Frage nach den ontologischen Verpflichtungen, die auch mit der Metaphysik der Hoffnung verbunden sind. Im Übrigen sind diese Fragen nach den ontologischen Verpflichtungen nicht neutral, sondern durchaus werte- und interessengeleitet. Die Präpositionen, die ich in diesem Kontext interessant finde, sind Präpositionen wie ‚als‘, ‚durch‘, ‚zwischen‘ – und weniger ‚in‘ oder ‚inside‘ und ‚outside‘, weil damit immer auch Inklusions- und Exklusionsmodelle verbunden sind. Ich habe mich auch gefragt, warum Müller so auf den Präpositionen besteht. Wohl wegen der Ontologie, der ontologischen Verpflichtungen, aber es geht ja zunächst einmal um Sprachpraxen. ‚Innen‘ und ‚außen‘ und ‚alles in Gott‘ usw. sind als Metaphern zu verstehen. Es handelt sich um Raummetaphoriken, aber diese darf man durchaus hinterfragen! Die Debatte um Ontologie, um ontologische Verpflichtungen ist insofern an dieser Stelle auch nur eine Krücke.

Fana Schießen: Auf die Frage der ontologischen Verpflichtungen werden wir noch eigens zurückkommen. Zunächst gebe ich unsere Ausgangsfrage weiter: Können Sie an die Ausführungen von Saskia Wendel anschließen oder stellen Sie eine andere Präposition in den Vordergrund?

Jürgen Werbick: Ich würde die Frage nach den Präpositionen aus dem Gespräch mit Klaus Müller schon aufgreifen, aber im Wesentlichen auf die oft unerkannten metaphorischen Implikationen hinweisen, die da mit im Spiel sind. Müller sagt ja selbst, auf die nähere Bestimmung des ‚in‘ komme alles an. Gut gebrüllt, Löwe! Haben wir die Assoziation des Eingeschlossenwerdens, des Eingeholtwerdens? Oder haben wir die Assoziation der umgekehrten Bewegung des ‚Gott in der Welt‘, des Präsentwerdens? Das sind alles Assoziationen, die sich mit der In-Bestimmung verbinden. Müller sagt selbst, dass Panentheismus im Grunde nichts weiter sei als die doppelte Richtung des ‚in‘ – also ‚Welt in Gott‘ und ‚Gott in Welt‘. Ja! Die Frage ist nur, wie aussagekräftig dann diese doppelte Perspektive auf das ‚in‘ ist.

Daran würden sich meine Vorbehalte anschließen, vor allem dann, wenn die Innen-Metaphorik der Gegenüber-Metaphorik entgegengestellt wird. Hätten wir dann nicht so etwas wie eine ‚schlechte Unendlichkeit‘? Eine Unendlichkeit, die etwas ausschließt, nämlich das Gegenüber, was sie eigentlich nicht darf, wenn sie ‚wahre Unendlichkeit‘ sein will? Und läuft die Gegenüber-Metaphorik, oder die Bestimmung des Gegenübers, tatsächlich Gefahr, den Anderen zu vergegenständlichen? Wie kommt es zu dieser Festschreibung, das Gegenüber zum Gegenstand zu machen – fehlt da nicht so etwas wie ein interpersonales Verständnis des Gegenübers? Das ist eine Frage, die ich mit Müller immer wieder diskutiert habe und die tatsächlich große Bedeutung für die Frage weiterer Präpositionen hat – ‚zwischen‘ hat Saskia Wendel genannt. Wie kommt Gott *dazwischen*? Soteriologisch ist das für mich eine ganz wesentliche Präposition. Gott kommt ‚dazwischen‘ in Jesus Christus, kommt unter die Räder. Natürlich rede ich jetzt wieder metaphorisch. Aber vielleicht sind das Hinweise, dass wir vorsichtig sein müssen, die elementaren Präpositionen nicht zu rasch, zu ausschließend zu gebrauchen. Vermittlungsmöglichkeiten, Denkmöglichkeiten von vornherein zu marginalisieren, tut nicht gut. Eindeutige Kategorien schließen zu oft eindeutig aus.

Matthias Remenyi: Ich habe den Panentheismus von Müller immer als einen Versuch gelesen, diese Ausschließungskategorien gerade zu vermeiden. Deswegen halte ich es für problematisch, wenn die monistische Denkform als exklusiv oder zum Exklusivismus tendierend oder totalitär oder identitätslogisch etikettiert wird. Ich würde die gegenteilige These stark machen und dafür werben, eine grundsätzliche Methodenpluralität anzunehmen und die monistische Intuition als eine von vielen anderen wertzuschätzen. Müllers neues Buch endet mit dem Sendschreiben an die Kollegin.⁹ Ich glaube, Müller hat recht, wenn er dort sagt, dass das ‚als‘ – das ‚Bildwerden‘ – genau jenes ‚in‘ bedeutet, über das wir diskutieren. Vor einigen Jahren bereits haben wir über Hansjürgen Verweyens Bild-Theorie diskutiert, und ich bin nach wie vor der Auffassung, dass man Verweyens panentheistisch lesen kann, ganz im Sinne der Analyse von Klaus Müller.

Mir waren immer zwei Punkte wichtig. Ein personaler, offener Theismus hat mir Unbehagen bereitet, weil ich denke: Gott ist nicht mein Kumpel. Gott ist nicht der unsichtbare Freund, der mir irgendwie aus der Patsche hilft. Stattdessen hat mich Anselm beeindruckt: *,id quod maius cogitari nequit‘*. Mich hat auch Verweyen beeindruckt mit der Idee Gottes als der vollkommenen Einheit in Differenz. Und meine eigene Idee von Gott wäre die: Er ist der *transzendenten* Grund aller Wirklichkeit und er ist die *transzendentale* Bedingung der Möglichkeit unseres Sprechens über diese Wirklichkeit. Damit haben wir zum einen die Asymmetrie, über die wir heute Vormittag gesprochen haben,¹⁰ zum anderen aber auch die These, dass unser Denken die Wirklichkeit erreichen kann und nicht an ihr abprallt. Und ich würde nun versuchen, diese These unter theistischen Vorzeichen zu reformulieren. Deswegen ist mir in der Hinsicht auch der korrespondenztheoretische Wahrheitsbegriff nahe. Das war der erste Punkt. Der zweite Punkt, der mir immer wichtig war, betrifft das Gott-Welt-Verhältnis. In der Tat vertrete ich einen bidirektionalen, modal schwachen Panentheismus, wie es Klaus Vechtel in seinem Vortrag treffend referiert hat.¹¹ Und in der Tat vertrete ich ihn in der *schwachen* Variante, *gegen* Klaus Müller, und das aus soteriologischen Gründen. Ich sehe nicht, wie in einer strikten Prozessontologie eine Eschatologie funktionieren kann. Ich sehe es nicht mit Blick auf Kant, auf den Einklang von Glückswürdigkeit und Glückseligkeit, und ich sehe es nicht mit Blick auf eine kosmische Eschatologie im Hinblick auf das Entropiegesetz. Ich verstehe nicht, wie es ohne ein externales Handeln Gottes zu denken sein soll.

Das sind also die zwei Punkte, und sie zusammengenommen führen mich zu dem, was man Panentheismus nennt. Auf der einen Seite ein theistisches Weltbild, wie es im Glaubensbekenntnis gesetzt ist, korrespondenztheoretischer Wahrheitsbegriff – auf der anderen Seite das Bewusstsein, dass ich selbst die Gottesperspektive nicht einnehmen kann, unsere klassischen Offenbarungsmodelle also im wahrsten Sinne kollabiert sind und nicht mehr tragen. Auf der einen Seite starker Wahrheitsbegriff – auf der anderen Seite epistemische Demut. Und verbunden damit die Frage, wie man das operationalisieren kann, mit anderen Worten: meine Idee einer Modellbildung. Und hier kommt Klaus Müller mit seinen ‚ontological commitments‘ ins Spiel. Ich finde, dass er diesbezüglich einfach recht hat. Wenn ich ein theistisches Bild als Bekenntnis setze, dann bin ich auch da verpflichtet, Rechenschaft abzulegen über die damit gesetzten Folgeverpflichtungen. Nicht, dass die Welt so ist, wohl aber, dass die Welt so sein könnte, wenn ein Gott ist, habe ich zu zeigen. Dass Gott existiert, kann ich nicht wissen, kann ich nicht beweisen, so wie ich wissen bzw. beweisen kann, dass zwei

⁹ Vgl. Müller, Gott jenseits von Gott (wie Anm. 1), 485–504, sowie Wendel, Sendschreiben (wie Anm. 5), 225–239.

¹⁰ Gemeint ist ein Vorrang der Perspektive, die nur Gott einnehmen kann, vor den endlichen Perspektiven von Menschen, die versuchen, Gott zu erkennen. Remenyi bezieht sich auf Diskussionen, die sich an mehrere Beiträge der Tagung angeschlossen haben.

¹¹ Klaus Vechtel, Präzedenzfall Pannenberg. Zur Frage eines trinitätstheologischen Panentheismus, in: ZTP 144/4 (2022) 605–625.

und zwei vier ist und dass 75 Prozent aller Bahnfahrten Verspätung haben. Aber wenn es denn Gott gibt, dann muss ich in der Lage sein zu sagen, wie eine Welt aussehen könnte, die so gestaltet ist, dass Gott sie gemacht hat und in seinen Händen hält. Das ist mein Zugang zum panentheistischen Modell. Ich betreibe also im weitesten Sinne eine hermeneutische Theologie, aber ich nutze das, was man metaphysische Modellbildung nennt, als einen wesentlichen Schritt im Prozess der Deutung von Welt, um mir zu vergegenwärtigen, wie ich diese Deutungsmodelle, die ich anlege, rechtfertigen kann.

Jürgen Werbick: Selbstverständlich bezweifle ich nicht, dass man von Klaus Müller unendlich viel lernen kann und dass er mit seiner monistischen Intuition Entscheidendes in die Theologie eingebracht hat. Ich nehme vielmehr seinen Anspruch ernst, dass er die personalistische Intuition in die monistische einzubringen sucht. Dass dies notwendig ist, unterstellt er. Es gibt die Möglichkeit, die monistische Intuition im Vordergrund zu sehen oder die personalistische. Ebenso ist es Müllers Forderung, dass sich das Niveau von Religion bzw. religiösen Deutungssystemen daran entscheidet, ob das wechselseitige Einbringen der einen in die andere Dimension gelingt. Dies stellt für ihn gewissermaßen den Standard für ein rationales Gottesverständnis dar.

Und hier setzt meine Rückfrage an. Denn es gelingt offenbar auch *christlich* in *unterschiedlicher* Weise. Die Unterstellung, dass es nur bei Prävalenz der monistischen Intuition auf hinreichendem Niveau gelingen würde, teile ich nicht. Ich würde vielmehr, auch ganz im Sinne von Matthias Reme nyi, postulieren, dass es in der christlichen Theologie sehr unterschiedliche Modelle gibt, diese Intuitionen einander abzugleichen. Die Trinitätslehre spielt dabei eine entscheidende Rolle, auch wenn sie sich ursprünglich nicht aus dieser Frage hergeleitet hat. Die Trinitätslehre ist jedoch in die Rolle *hineingewachsen*, die besagten Intuitionen miteinander zu vereinbaren. Meine Rückfrage an Klaus Müller lautet daher, wie tragfähig seine Überzeugung ist, den vernünftigsten, anschlussfähigsten Entwurf vorzulegen, der beanspruchen kann, im Sinne der *Wirklichkeitskontinuierung*, wie Müller es nennt, also dessen, was man für eine konsistente Deutung des Bewusstseins und seiner elementaren (Selbst-)Wahrnehmungen annehmen muss, zur Unabdingbarkeit eines gründenden absoluten Grundes zu gelangen.

Im Anschluss an Dieter Henrich impliziert das, diese *Deutung* des absoluten Grundes tatsächlich als Wirklichkeit erfassend anzunehmen. Ich muss ehrlich sagen: Das ist ein ungeheuerer Anspruch, und ich weiß nicht, wie ich mich mit diesem Anspruch auseinandersetzen soll. Ich würde Klaus Müller wahrscheinlich fragen: Bleibt da nicht wieder dieser abgründige Zweifel, dass die Voraussetzungen, die du für ein konsistentes Selbstverständnis geltend machst, erstens unterschiedlich formuliert werden können, und dass sie zweitens schlicht geleugnet werden können? Für Nietzsche und andere ist die Vorgabe einer konsistenten Interpretation meines Selbstverständnisses ebenso ungültig wie unnütz. Die Interpretation meines Selbstverständnisses kann zu der Überzeugung führen, dass das Absolute der absolute *Abgrund* ist; nicht der bergende, nicht der hervorbringende Grund, sondern der vernichtende Abgrund. Man muss die Frage stellen dürfen: Was bedeutet dann *Wirklichkeitskontinuierung*? Wie tragfähig ist die Intuition, auf dem Weg einer Klärung der Voraussetzungen konsistenten Selbstverständnisses zur notwendigen Affirmation eines tragenden Grundes zu gelangen? Ich jedenfalls weiß nicht, wie das gehen soll.

Thomas Hanke: Dieter Henrich erwähnt ja, dass es sich um zwei Wege, zwei *Optionen* handelt, um unterschiedliche Weisen, mit sich und seinem Schicksal umzugehen: Geborgenheit zu finden in einem Sein oder sich fallen zu lassen ins Nichts. So hat er es in seinem Werk *Sein oder Nichts* anhand von Hölderlin und Beckett durchgespielt.

Saskia Wendel: Das ist ein ganz entscheidender Punkt! Henrich sagt zwar, dass es den Gedanken eines Absoluten gibt, aber gleichzeitig lässt er offen, wie genau er ausgedrückt werden kann. Und das liegt daran, dass Metaphysik für Henrich *Deutung* ist: Selbst- und Weltdeutung. Klaus Müller hat das unter dem schönen Titel ‚Metaphysik der Lebensdeutung‘ aufgegriffen. Wenn es sich aber um Deutung handelt, dann muss eine Offenheit bleiben, kann gerade keine Abschlusserkenntnis behauptet werden. Ich bewege mich dann eben nicht in den Notwendigkeitssemantiken der klassischen Metaphysik. Henrich sagt auch, dass die beiden Möglichkeiten von Sein oder Nichts wie ein Vexierbild zu sehen sind: Entweder sehe ich einen absoluten Grund, der sich als der göttliche Grund (oder wie wir es nennen wollen) erweist – daran schließt sich dann das ganze Spiel mit den Gedanken zur Dankbarkeit usw. an – oder aber ich deute das Ganze in einem naturalistischen Weltbild. Thomas Nagel hat das in *Geist und Kosmos*, wie ich finde, sehr schön durchgespielt.

Das ist für mich wirklich ein neuralgischer Punkt, auf den Klaus Müller meines Erachtens keine überzeugende Antwort gegeben hat, leider auch nicht in seiner Antwort auf die Sendschreibenverfasserin. Warum sollte ich zu diesem Absoluten überhaupt ‚Absolutes‘ oder gar ‚Gott‘ oder ‚Göttliches‘ sagen? Warum sollte ich ein religiöses Verhältnis dazu entwickeln? Es könnte auch ganz anders sein! Es bleibt eben die Option der Naturalisierbarkeit dieses Konzepts, es bleibt diese Anfrage. Vielleicht wäre es sogar ehrlicher, es mit Nietzsche zu halten und anzunehmen, dass es irgendwie das Leben selbst ist, das aus sich selbst heraus in einer ewigen Wiederkehr immer wieder Neues kreiert – wieso sollte ich es anders fassen? Das ist meines Erachtens die Achillesferse in diesem Konzept, so wie Müller es von Henrich übernimmt. Deshalb würde ich sagen, dass wir uns die Offenheit viel deutlicher eingestehen sollten. Mit ihr bewegen wir uns im Feld der Deutung, der Interpretationen, nicht mehr und nicht weniger. Das wird in Müllers Semantik zu wenig ausgespielt, es geht ihm doch sehr stark allein um die ‚ontological commitments‘, und das alte Motiv der Letztbegründung kommt wieder zum Vorschein. Beziüglich der Letztbegründung waren wir von Anfang unterschiedlicher Meinung, und das ist so geblieben. Bei der Frage nach dem Subjekt hat mich Müller ja sozusagen zur Konversion gebracht, und dafür bin ich dankbar. Beim Panentheismus hat er es nicht geschafft, auch aufgrund jenes alten Letztbegründungsmotives. Da war ein blinder Fleck bei ihm, bzw. da bleibt eine offene Frage, und es bleibt die Forderung nach größerer semantischer Offenheit.

Jürgen Werbick: Wir können es ja so nehmen, als hätte er so gedacht. Klaus Müller neigte manchmal zu einem Überziehen des Gewissheitsaspektes seiner Aussagen. Nehmen wir ihn einfach mit der Offenheit des Deutungsaspekts wie bei Henrich.

Matthias Remenyi: Ich glaube, dass es unendlich ergiebig und lehrreich ist, was Klaus Müller entwickelt hat, auch mit der Betonung der ‚ontological commitments‘. Imagination und Deutung einerseits und Positionierung und Wirklichkeitskontinuierung andererseits gehören zusammen. Die Frage, ob die Wirklichkeit sinnvoll oder absurd ist, ist eine existenzielle Frage, und ich glaube, dass jeder Mensch im Laufe seines Lebens diese Frage habituell beantwortet, so oder so. Meine Aufgabe als Theologe sehe ich darin, die Option für die Sinnhaftigkeit möglichst redlich zu durchdenken. Deswegen habe ich vorhin gesagt, dass Metaphysik auch in einem zweifelsohne hermeneutischen Rahmen ein Methodenbaustein ist, den ich für unabdingbar halte. Und dafür steht das Stichwort der ‚ontological commitments‘. Ich würde ja zugeben, dass eine Offenheit der Deutungen den Ausgangspunkt darstellt. Aber irgendwann musst du Position beziehen: Aus diesen Gründen will ich ein Modell der ‚creatio ex nihilo‘ oder ich will es nicht – ich will Gott als Person oder Subjekt oder ich will Gott als All-Grund oder ich will Gott als ‚perfect being‘ usw.

Saskia Wendel: Das ist auch für mich genau der Punkt. Es geht nicht an, einfach nur Geschichten zu erzählen und mit Interpretationen zu spielen. Wir stellen uns argumentativen Verfahren und wir müssen uns in einem Rechtfertigungsdiskurs immer wieder darüber vergewissern, aus welchen *Gründen*, aber auch aus welchen *Interessen* wir bestimmte Positionen vertreten. Dabei geht es jedoch nicht nur um Überzeugungen, sondern auch um *Praxen*. Es geht darum, welche Praxen wir gutheißen, welche nicht – und das kann natürlich nicht einfach nur *behauptet* werden. Es handelt sich also durchaus um ein rationales Verfahren. Und trotzdem, trotz aller guten Gründe, bewegen wir uns mit unseren religiösen Überzeugungen vor einem Horizont des Nicht-Gewiss-Habens. Daher müssen wir raus aus diesen Gewissheitssemantiken! Auch die Rede von Glaubensgewissheit bedeutet etwas anderes, als eine unbedingte Gewissheit im Sinne eines epistemischen Anspruchs zu haben.

Fana Schiefen: Die Diskussion, die wir gerade führen, zielt auf den Begriff der *intellektuellen Redlichkeit*. Klaus Müller hat dieses Schlagwort oft verwendet, auch in seinem neuen Buch schwingt dieser Anspruch immer wieder mit. Wie verhalten Sie sich zu diesem Begriff?

Jürgen Werbick: Meines Erachtens führt kein Weg daran vorbei, immer wieder neu zu differenzieren, wie weit argumentative Konsolidierungen tragen und an welcher Stelle man über sie hinausgehen muss. In diesem Zusammenhang möchte ich einen für mich wesentlichen Gedanken aufrufen: *Entscheidung*. Eine Entscheidung mit den bestmöglich erreichbaren Gründen, das ist klar. Es ist keineswegs so, dass jemand wie Kierkegaard einfach nur einer blinden Entscheidung das Wort geredet hätte, wie Müller insinuiert. Vielmehr müssen die bestmöglich erreichbaren Gründe dafür geltend gemacht werden. Sicherlich gibt es ein Pathos der Entscheidung, nicht zuletzt der Glaubensentscheidung, das einem auf die Nerven gehen kann. Aber ich möchte den Punkt der Entscheidung schon stark machen, noch mehr gegen Verwegen als gegen Müller. Ohne Entscheidung geht es nicht. Wie diese Entscheidung fällt, *wie sie* getroffen wird, darauf kommt es an. Oft weiß man über sein eigenes Entschiedensein ja viel weniger, als man gerne möchte. Das Bewusstsein des eigenen Entschiedenseins ist nicht ohne Weiteres verfügbar. Daher gilt es, die Gründe für die eigene Glaubensentscheidung, für den eigenen Glaubensweg aufzuhellen, soweit man es irgend kann, wenn es um intellektuelle Redlichkeit gehen soll. Dabei haben alle relevanten Gegenargumente eine zentrale Rolle zu spielen. Das ist intellektuelle Redlichkeit: Du darfst dich nicht abschirmen vor unangenehmen Gegenargumenten. Allerdings gehört auch das Bewusstsein dazu, dass du selbst nicht weißt, wie weit dich deine eigenen Argumentationen tragen und was dich darüber hinaus noch trägt.

Ich sage das auch mit ökumenischem Interesse. Wir haben uns auch auf reformatorische Theologie einzustellen, die diesen Punkt geltend gemacht hat und immer wieder neu geltend macht. Jemand wie Ingolf Dalferth beispielsweise weiß natürlich eigentlich schon oder sollte es wissen, dass die katholische Fundamentaltheologie nicht den Glauben aus den Argumenten ableitet, aber es klingt doch manchmal so, als würde er uns so etwas unterstellen.

Matthias Remenyi: Ehrlich gesagt kenne ich niemanden, der heutzutage wirklich noch hart das Geschäft der *praeambula fidei* betreibt. Es ist doch eigentlich über alle methodischen Gruppen und Differenzen hinweg Konsens, dass die Theologie immer eine *nachdenkende* Wissenschaft ist, die nicht vom Nullpunkt aus glaubensbegründend ist, sondern die das Bekenntnis einer Religionsgemeinschaft reflektiert.

Jürgen Werbick: Lesen wir Dalferths *Radikale Theologie*, da wird uns das unterstellt! Deshalb ist diese Differenzierung zur eigenen Selbstverständigung wichtig. Wir müssen uns klar machen, dass man sich nicht selbst darüber Rechenschaft geben kann, wie weit einen die Argumente tragen. Für

die Spiritualität ist das von enormer Bedeutung, und ich bin mir sicher, dass Klaus Müller das gewusst hat, denn in seiner Predigtpraxis hatte er das immer wieder im Blick.

Matthias Remenyi: Aber vielleicht ist das gerade der spirituell so berührende Punkt beim Panentheismus oder bei dieser monistischen Intuition! Was mich immer existenziell zutiefst getragen hat, war dieses Wort von Augustinus: ‚Innerlicher noch als ich mir selber je nahe sein kann, bist du mir, Gott.‘ Thomas Pröpper hat dagegen gesagt: ‚Nein, nicht näher als ich mir selber, aber doch näher als alles, was mir von außen begegnen kann, bist du mir.‘ Das habe ich nie verstanden, ich habe es existenziell nie verstanden. Für mich ist das immer der Grund des tiefsten Trostes gewesen, dass in der Abgründigkeit, die ich mir selber bin, immer noch ein Gott gedacht werden kann, der mich trägt, der mich hält, der mir immanent ist und der mich intimer kennt als ich mich selber jemals kennenlernen werde. Und dass dies nicht nur ein kognitiver Vorgang ist – wie die ‚omnisubjectivity‘ bei Linda Zagzebski –, sondern etwas, das wirklich eine Seinsdimension hat.

Thomas Hanke: Aus dem Publikum möchte Klaus Vechtel spontan einhaken!

Klaus Vechtel: Ich möchte unterstützen, was Jürgen Werbick gesagt hat. In den ignatianischen Exerzitien gibt es diese Situation, dass ich mir Rechenschaft über eine Entscheidung ablegen muss, die sogar eine Art von „absoluter“ Entscheidung ist, also ein *commitment* für ein Leben, wie zu heiraten oder Jesuit zu werden oder was auch immer. Ich tue das, obwohl ich keine hundertprozentige Sicherheit über die Gründe habe und wie weit sie für mein Leben lang ausreichen. Und trotzdem *darf* ich das in diesem Modellrahmen der Exerzitien. Letztes Kriterium, das eine solche Entscheidung rechtfertigt, ist in den Exerzitien die „Tröstung ohne vorhergehende Ursache“, eine Art unmittelbares Be-rührtsein von Gott, das nicht aus den „Wahlalternativen“ stammt. Es war Karl Rahners Intuition, die Glaubensentscheidung und Glaubenserfahrung vor diesem Hintergrund zu modellieren. Er hat in dieser transzendentalen Offenheit (struktur analog zur „Tröstung ohne vorhergehende Ursache“) den letzten hinreichenden Grund für eine absolute Glaubensentscheidung gesehen. Gerade wegen dieser Offenheit ist es zu verantworten, eine Glaubensentscheidung zu fällen. Meine Frage ist: Wie kann man das heute machen? Was wäre denn heute der hinreichende Grund dafür, so eine Glaubensentscheidung zu treffen? Wie würde das in Müllers Denken funktionieren?

Saskia Wendel: Wenn ich dazu etwas sagen darf: Für mich ist die Frage, wie wir *Glauben* in diesem Zusammenhang verstehen. Verstehen wir Glauben, klassisch formuliert, als *fides qua* oder *fides quae*? Glauben als *fides qua*, also die Haltung, die ich gerne mit ‚Vertrauen‘ bezeichne, kann ich nicht herstellen. Ich kann mich auch nicht dazu entscheiden: „Jetzt vertrau mal!“ Das ist wie: „Sei spontan!“ Das funktioniert nicht, ich kann nicht begründen, warum ich glaube oder nicht glaube. Oder wieso Zweifel hochkommen oder wieso jemand sagt: „Das können Sie mir noch so oft erzählen. Religiös sein ist wie sportlich sein: Ich bin halt sportlich, also ja – bin unsportlich, also nein.“ Es handelt sich um ein Terrain, auf das wir mit noch so guten Gründen nicht hingelangen. Und ich glaube: Dieses Momentum, das ist verdankt oder nicht, jedenfalls ist es unerklärbar, und insofern ist es weder begründungspflichtig noch begründungsfähig. Anders steht es für mich mit bestimmten konkreten Gehalten, also mit der *fides quae*. Da sehe ich schon eine Begründungsverpflichtung und Begründungsmöglichkeit gegeben – und trotzdem kann es sein, dass ich dann entscheide und sage: Es leuchtet mir nicht ein! Und weil es mir aus diesem oder jenem Grund nicht einleuchtet, kann ich auch keinen ‚will to believe‘ aufbringen.

Zugleich finde ich es wichtig, was Jürgen Werbick mit dem Gedanken der Entscheidung ins Spiel gebracht hat. Dieses optionale Moment würde ich durchaus unterstreichen. Erstens wegen der prinzipiellen Kontingenz. Zweitens aber auch mit Blick auf die Entscheidung für oder gegen konkrete

Gehalte. Das sollte mit guten Gründen geschehen, aber es bleibt ein optionales Momentum. Ich glaube, dass Klaus Müller das wahrscheinlich anders sehen würde.

Jürgen Werbick: An einem Punkt würde ich widersprechen. Vertrauen ist immer ‚Vertrauen zu‘. Da öffnet sich also gewissermaßen implizit die *fides quae*-Problematik. Deshalb würde ich auch hier sagen: Wie religiöses Vertrauen entsteht, wissen wir nicht, wenn wir es nicht psychologisch beantworten wollen, was offenkundig keine wirklich erschöpfende Antwort ist. In das Vertrauen-Können – wie eben Gott vertrauen zu können und sich nicht der ewigen Wiederkehr des Gleichen hinzugeben – spielen bereits alle möglichen argumentativ explizierbaren Überzeugungen hinein. Daher würde ich *fides qua* und *fides quae* nicht so stark trennen, wie Saskia Wendel das gerade getan hat. Aber da ist nun auch kein allzu großer Dissens, wir könnten uns diesbezüglich womöglich einigen. Ein reines Vertrauen nur für sich betrachtet, das gibt es einfach nicht. Jemandem zu sagen: ‚Vertraue halt!‘, ist normalerweise nicht vertrauenerweckend. Auch für die *fides qua* kann es also durchaus Argumente geben, können Argumente gefordert werden.

Was die *fides quae* betrifft, möchte ich Saskia Wendel vollkommen zustimmen: Die konkrete Explikation der *fides quae* muss natürlich in viel stärkerer Weise durch Argumente überprüfbar sein. Und gerade hierfür hat sich Klaus Müller in besonderer Weise engagiert. Zu unterscheiden, welche Glaubensformen Anspruch auf rationale Vertretbarkeit erheben können und welche nicht, das ist das Problem, das ihn in seinem wissenschaftlichen Arbeiten interessiert hat. Natürlich wären seine einzelnen Positionen dann auch nochmal anzuschauen und zu diskutieren – z. B. teile ich seine strikte Ablehnung der Schöpfungsvorstellung nicht und bin der Meinung, dass seine Argumente hier nicht trifft sind. Aber festhalten kann man natürlich, dass Klaus Müllers großer Anspruch darin bestand, sein monistisches Konzept argumentativ zu rechtfertigen, und er eben auch nicht davor zurück-schreckte, bestimmte klassische Vorstellungen im Rahmen der *fides quae* auszusortieren.

Matthias Remenyi: Den Punkt mit der Optionalität sowie die konstitutive Nachrangigkeit des Arguments gebe ich zu, vollkommen klar. Existentiell betrachtet gibt es keine *praeambula fidei*. Was ich stärker gewichten würde, ist die Begründungspflicht für diese Fundamentaloption. Das geht vielleicht nicht auf perfekte Weise. Aber womöglich kann es ein hilfreicher Gedanke sein zu sagen: Diese Erfahrung, die ich gemacht habe, die sollte ich, so gut es geht, modelltheoretisch zu integrieren suchen. Das war die Idee von Thomas Nagel in *Geist und Kosmos*. Wir haben eine Intuition, die tragen wir erst einmal mit uns herum. Aber wir können diese Intuition zu artikulieren, zu modellieren versuchen, und wir können versuchen, sie mit anderen zu vergleichen und zu fragen: Wie schneidet sie ab? Und genau diese Erfahrung, dass ich mir selbst nicht völlig transparent bin, dass ich mich auf der eine Seite getragen weiß und auf der anderen Seite dieses Getragen-Sein nie, niemals griffbereit vor mir habe – das ist für mich ein existenzieller Punkt zugunsten der panentheistischen Position.

Saskia Wendel: Ich möchte noch zwei Punkte zur intellektuellen Redlichkeit benennen, über die wir bisher noch nicht gesprochen haben. Das ist zum einen das, was Rainer Forst „Respekttoleranz“ nennt, hier nun angewendet auf den wissenschaftlichen und insbesondere den theologischen Diskurs. Wie gehe ich mit Überzeugungen und Meinungen um, die ich nicht teile oder die ich sogar ablehne? Nicht nur Duldungs-, sondern Respekttoleranz ist hier gefordert! Nicht nur die Pflicht zur Rechtfertigung, sondern auch das Recht, *divergierende* Überzeugungen zu haben, zählt für mich zur intellektuellen Redlichkeit.

Zum anderen müssen wir noch viel stärker die Problematik der Ausschlüsse aus dem theologischen Diskurs thematisieren. Auf diesen neuralgischen Punkt machen uns post- und dekoloniale Theorien massiv aufmerksam. Wir bewegen uns immer noch viel zu sehr in Diskursen und verarbeiten Theorien, die stark eurozentrischer Natur sind, *und wir merken es nicht einmal*, oder wir merken es und

kehren trotzdem wieder zur alten Tagesordnung zurück. Wie wird eine solche Kritik, wie werden intersektionale Aspekte abgebildet? Sich solchen Fragen zu stellen, gehört ebenfalls zur intellektuellen Redlichkeit. Wer nimmt teil, wen lassen wir teilnehmen? Wen lassen wir nicht teilnehmen? Wo haben wir unsere blinden Flecken? Da haben wir noch viel Nachholbedarf! Das möchte ich auch kritisch gegen Klaus Müller sagen, weil es auch bei ihm an manchen Stellen in massiver Weise offenbar wird – zum Beispiel gibt es da Fußnoten über Gendertheorien, da habe ich echt gedacht: Nein Klaus, solche Bemerkungen sind dir unwürdig! Ich glaube, dass wir an solchen blinden Flecken noch viel stärker arbeiten müssen.

Matthias Remenyi: Diesen Punkt würde ich auf jeden Fall unterstreichen. Ich würde ihn noch in der Hinsicht verstärken, dass die Aufgabe nicht nur ist, der anderen Position Respekt entgegenzubringen, sondern dass ich zu schauen habe, wo die Wahrheitsmomente der anderen Position liegen und wie ich mich an der anderen Position messen und von ihr infrage stellen lasse. Hinzufügen möchte ich noch: Wenn diese Methodenpluralität Sinn ergeben soll, dann doch den, daraus *cross-over*-Projekte zu machen!

Thomas Hanke: Nun haben wir Gelegenheit für Fragen oder Statements aus dem Publikum!

Marc Heidkamp: Ich habe eine Rückfrage bezüglich der Erklärbarkeit oder Nicht-Erklärbarkeit von Entscheidungen. In der Weise, wie Sie es diskutiert haben, klang es eher nach einer zeitlichen Entwicklung, wie wenn man im Vorhinein die Frage stellt: Wie komme ich zu meiner Entscheidung? Wie sieht es im Unterschied dazu aber aus, wenn man Entscheidungen in der Rückschau betrachtet? In der Rückschau funktioniert es vielleicht noch einmal besser, die Leistungsstärke von Begründungen zu verstehen. Dann kann man sie wirklich auch als Werkzeuge deuten, die einem geholfen haben. Die Frage stellt sich sozusagen nicht nur vor, sondern auch nach der Heirat oder dem Beitritt zu einem Orden. Ich kann in der Rückschau mein Leben deuten und sehe, dass das nicht nur spontan war, sehe die Gründe und wie weit sie getragen haben. Mich interessiert also ein Konzept von Entscheidung und von *fides qua*, das diese Dimension der Rückschau einbezieht, das Deuten des eigenen Lebens, ihre narrative Einbettung.

Jürgen Werbick: Also ich würde etwas abweichend sagen: Wenn du Erklärungsbedarf hast, bist du auf Argumente angewiesen, egal in welchem Bereich. Dass dabei Emotionen oder Entscheidungen nicht in ihren wirklichen Gründen rekonstruiert werden können, sondern Argumente gefunden werden, eine Entscheidung aufrecht zu erhalten oder sie eben nicht mehr aufrecht zu erhalten, das ist natürlich klar. Aber man sollte nicht meinen, dass das eigene Argumentieren gewissermaßen die Gründe erwischt, die mich zu dieser oder jener Entscheidung gebracht haben – und dennoch sind wir argumentationspflichtig. Das stellt eine gewisse Asymmetrie dar. Das Leben muss vorwärts gelebt werden und wird rückwärts verstanden, heißt es bei Kierkegaard. Es muss die Frage gestellt werden, was mich weiterträgt, und diesbezüglich bin ich argumentationspflichtig. Die nach rückwärts gerichtete Frage hingegen, wie ich zu den Gründen für meine Option gekommen bin, ist meines Erachtens nur sehr begrenztklärbar. Sie ist nicht unwichtig, denn sie wird unter Umständen in therapeutischen Gesprächen aufzuhellen sein, weil man sich unter Umständen Illusionen über die eigenen Begründungen gemacht hat und dies aufzuklären versucht und damit den Boden für die weitere Aufrechterhaltung einer Entscheidung, etwa für eine Beziehung, wegzieht oder auch stabilisiert. Die nach rückwärts gerichtete Frage ist also nicht sinnlos, aber es ist keine Frage, die in der argumentativen Selbstvergewisserung hinreichend zu klären ist.

Saskia Wendel: Ein ganz entscheidender Punkt dabei ist zuzugeben, dass es immer wieder Revisionen geben kann und muss. In der Retrospektive gibt es das Bemühen herauszufinden, wieso ich an diesen oder jenen Punkt gekommen bin. Das kann ja auch höchst kontingente Gründe haben, die es mitzubedenken gilt, die auch ihren Raum haben sollten. Hinzu kommt dann aber eben auch die Frage der Revidierbarkeit bisheriger Positionen. Nicht nach dem Motto: Ich habe es mal versprochen, und deswegen muss ich es durchziehen bis zum bitteren Ende. Vielmehr gilt es, um die Kontingenz und die Fragilität, die Fragmentarität von Entscheidungen, die ich getroffen habe, zu wissen; mir vor Augen zu führen, dass nichts für die Ewigkeit Bestand haben muss. Das erachte ich auch theologisch als höchst relevant, insofern man so etwas aussprechen kann und darf und dass das auch Glaubensüberzeugungen betreffen kann – womit ich nicht nur rein subjektive und individuelle Überzeugungen meine, sondern auch Konsense, die in der Tradition einmal getroffen worden sind. Behauptungen wie die, dass die Kirche keine Demokratie sei und sein dürfe, weil sonst alles hinterfragt würde und der Glauben zur Verhandlungsmasse würde, halte ich für verfehlt – stattdessen sollte man sich klarmachen, dass am Anfang *Konsense* und *Entscheidungen* standen. Unter welchen Bedingungen sie getroffen worden sind, ist dann die nächste Frage, die sich anschließt. Ich glaube, so etwas ist eine ganz entscheidende Aufgabe für Theologie, weil Theologie die Reflexion einer Praxis ist, sowohl im Blick zurück als auch im Blick nach vorn, die Reflexion einer veränderten und sich verändernden Praxis.

Annette Langner-Pitschmann: Wir haben vorhin die Frage der intellektuellen Redlichkeit diskutiert. Dabei ging es um den Widerstreit der Semantik der Gewissheit mit der Modelltheorie im Sinne von: „Wir kommen der Sache bei, indem wir sagen, dass es modellhaft (nicht mehr und nicht weniger) ist.“ Dazu fiel mir Charles Taylors erstes Kapitel aus dem *Säkularen Zeitalter* ein. Was wir die Konzeption des Modernen nennen, also das, was die Wende von der Vormoderne zur Moderne ausmacht, besteht darin, dass wir immer oszillieren zwischen dem engagierten Standpunkt und dem desengagierten Standpunkt, wie Taylor es nennt. Wir schauen uns sozusagen selbst über die Schulter und sehen, dass alles die Signatur des ‚als ob‘ hat. Dann besteht intellektuelle Redlichkeit genau darin, angeben zu können, in welcher der beiden Perspektiven ich mich gerade befinde. Und mehr ist nicht zu erwarten.

Jürgen Werbick: Für Taylor ist ein Kennzeichen dessen, was er „Säkularität 3“ nennt, dass ich damit zu *rechnen* habe, dass ich nicht Recht habe; dass andere Überzeugungen so gut begründet sind, dass sie meine Überzeugungen über den Haufen werfen können. Das ist in der Tat eine ziemlich heftige Einsicht. Dass uns dann aber auch das Argumentieren *hilft*, uns in dieser Situation rational zu verhalten, ist allerdings die andere Seite der Medaille.

Matthias Remenyi: Ich erlebe es ebenfalls mit einer gewissen Bitterkeit, dass Argumente, die ich vor ein paar Jahren noch völlig plausibel fand, zerbrochen sind. Und sie sind zerbrochen, nicht weil ich jetzt auf geniale Weise weitergedacht hätte, sondern weil sich die Verhältnisse geändert haben. Zum Beispiel mit Blick auf den kirchlichen Kontext, die kirchliche Verkündigung. Da sind Sprachformen, Praxisformen zerbrochen. Ich kann nur mit Bitterkeit zur Kenntnis nehmen, dass die Sprache, die ich einmal gelernt habe, angesichts von innerkirchlicher Gewalt und Missbrauch nicht mehr trägt.

Erlauben Sie noch eine Bemerkung zu der Frage nach ‚religiös musikalisch‘ und ‚unmusikalisch‘. Das sehe ich durchaus als eine große theologische Herausforderung an. Ich kann nicht mehr so ohne weiteres mit Karl Rahner voraussetzen, dass jeder Mensch ein übernatürliches Existenzial hat. Das ist viel kontingenter zu betrachten, und die religiöse Veranlagung kann eben auch fehlen. Aus einer Dritte-Person-Perspektive leuchtet mir das auch ein. Selbstverständlich leben Menschen, die kein theistisches Bekenntnis haben, genauso moralisch, genauso liebevoll. Die Frage ist aber für mich,

wie ich das vor dem Hintergrund eines theistischen Bekenntnisses zu verstehen suche. Soll ich etwa mit Karl Barth sagen, dass die eine Person von Gott begnadet ist zu glauben, die andere aber nicht? Ich verstehe nicht, wie das gehen soll. Deswegen würde ich aus meiner erstpersönlichen, aus theistischer Perspektive sagen, dass ich ein klassischer Rahner-Schüler bin. Ich glaube, dass die ganze Wirklichkeit Gottes voll ist.

Jürgen Werbick: Also bestimmte Probleme muss ich mir als Theologe nicht machen. Warum jemand glaubt oder nicht glaubt, ist nicht mein Problem. Das ist Gottes Problem, wenn es denn überhaupt sein Problem ist. Diese Frage ist so unbeantwortbar wie nur irgendetwas. Wenn man sich diese Frage stellt, kommt man in Teufels Küche, nämlich in die doppelte Prädestinationslehre, und da wollen wir ja nun wirklich nicht hin. Gelegentlich muss man als Theologin, als Theologe als Problemabweser*in dienen, auch wenn es schwerfällt, weil man mit diesen Fragen ja nicht nur im Studierzimmer, sondern an der Kirchentür oder wo auch immer konfrontiert wird.

Thomas Hanke: An dieser Stelle möchte ich unsere Schlussrunde eröffnen. Klaus Müller hat mit seinem Buch darzulegen versucht, dass im Panentheismus das adäquateste Paradigma philosophischen Gottdenkens zu finden sei. Das ist offensichtlich eine sehr starke These, mit der wir uns im Lauf dieses Tages durchaus kritisch auseinandersetzen haben. Zum Abschluss könnten wir versuchen, sie noch einmal positiv aufzugreifen. Wie würden Sie aus Ihrer jeweiligen Perspektive den folgenden Satz vervollständigen: Der panentheistische Ansatz von Klaus Müllers philosophischer Theologie ist aktuell relevant, *weil* er – vielleicht auch: *wenn* er – dies oder jenes kann, leistet, tut – vielleicht auch: auf dies oder jenes verzichtet ...

Saskia Wendel: ... weil er wie kein anderer ein Stachel im Fleisch der Bequemlichkeit der Philosophie in der Theologie war und ist. Weil er uns an die richtigen Fragen gesetzt und weil er uns zum Nachdenken gebracht hat und weil er mit der Selbstverständlichkeit bestimmter theologischer Positionen und Begrifflichkeiten aufgeräumt hat. Und weil er mit seiner panentheistischen Intuition im gewissen Sinne Recht hat. Er bringt uns immer wieder neu ins Argumentieren und vielleicht auch zum Revidieren. Das konnte er, und es gibt nicht viele, die das können mit so einem Temperament und so einer Begeisterung. Und deswegen wird er uns fehlen.

Jürgen Werbick: Klaus Müller hat uns die Aufgabe gestellt, die rationale Verantwortbarkeit, Anschlussfähigkeit unserer Glaubensüberzeugungen und unseres Gottesverständnisses kritischer, bis ans Äußerste gehend, zu überprüfen. Man wird ihm nicht unbedingt in Allem folgen, was die Privilegierung des eigenen Entwurfs als des rational anschlussfähigsten angeht. Natürlich habe ich Rückfragen! Aber er gibt durchaus ein hohes Niveau für Rückfragen vor. Nochmal konkret gesagt: Er zwingt zum Beispiel, über den Schöpfungsgedanken neu Rechenschaft zu geben.

Ebenso möchte ich hier anführen: Dieser Ansatz ist relevant, weil er Theologie und Verkündigung zusammenbringen konnte. Auch dabei bin ich ihm nicht immer gefolgt. Ich erinnere mich an eine Predigt über das Bittgebet, nach der ich zu ihm gehen und sagen wollte: Klaus, was wolltest du uns damit sagen, ich verstehe dich von A bis Z nicht?! Klar, gelegentlich hat er so zum Widerspruch herausgefordert. Aber das war zweifelsohne Predigtpraxis und Predigtkunst auf hohem Niveau! Nicht zuletzt damit hat er uns beschenkt.

Matthias Remenyi: Zuerst mein Versuch, den fraglichen Satz um ein ‚weil‘ zu ergänzen: Klaus Müllers Ansatz ist für uns relevant, weil er mit unüberbotener Ernsthaftigkeit und Radikalität eine meines Erachtens höchst rationale Form philosophischer Theologie vorgelegt hat. Sie ist – was wir am heutigen Tag nicht so stark diskutiert haben –, auch unter Anerkennung der Leistungen der modernen

Naturwissenschaften zuhöchst wahrheitsfähig. Aus erstpersönlicher Perspektive würde ich zudem unterstreichen: Klaus Müllers Ansatz ist relevant, weil er eine Form von Theologie anbietet, die für mich in meinem Glaubensleben und in meinen existenziellen Zweifeln in aller Abgründigkeit auch ein existenziell tragfähiges Angebot darstellt.

Nun ein Versuch, den Satz mit dem ‚wenn‘ zu vervollständigen: ‚Müllers Ansatz wird anschlussfähig oder tragfähig, wenn ...‘ Da fand ich sehr plausibel, was Christian Hengstermann¹² heute ausgeführt hat und im Anschluss auch andere. Im Bild gesprochen: wenn man ein wenig Spinoza rausnimmt und ein bisschen mehr Schelling reinpackt ...

Saskia Wendel: ... oder Catherine Keller ...

Matthias Remenyi: ... oder Catherine Keller oder Sallie McFague, Anna Case-Winters, Philip Clayton und so viele andere mehr. Ich glaube, Müller hat sich viel verbaut, indem er immer auf den Begriff Monismus und auf Spinoza und dem Spinozismus bestanden hat. Da ist noch Luft nach oben, aber nach meiner Wahrnehmung nimmt die Debatte zurzeit genau diese Entwicklung.

Saskia Wendel: Zu Bernhard Nitsche habe ich heute Morgen ganz am Anfang gesagt: Die Debatte, die wir jetzt zu führen haben, muss sich den Fragen nach einem relationalen Theismus und einem differenzierten Panentheismus widmen. Da sind Wege und Brücken möglich, das gebe ich mittlerweile auch zu. Der Theismus kann nur noch relational gedacht werden.

Matthias Remenyi: Genau!

Jürgen Werbick: Die Debatte führen wir ja.

Saskia Wendel: Ja, aber dann vielleicht auch losgelöst vom Monismus-Begriff.

¹² Vgl. Christian Hengstermann, Zur spinozistischen Systematik des Panentheismus von Klaus Müller. Replik eines christlichen Platonikers, in: ZTP 144/4 (2022) 524–546.